

Wiener Beitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dienstag, den 9. Juny 1835.

69

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein coloriertes Modebild, welche hier gegen Voranschahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. den N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 fr. halb u. 26 fl. 24 fr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung E. Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in wöchentlichen Lieferungen mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

C l a r y.

(Fortsetzung.)

Kurz nach unserer Vermählung zog mein Gatte mit mir in die Residenz, womit ich gar wohl zufrieden war; die glänzenden Vergnügungen der großen Welt waren mir zu neu, um mir nicht reizend zu erscheinen, und ich gab mich ihnen mit der ganzen Lebhaftigkeit meines Alters hin. Als aber der erste Taumel verflogen war, bemerkte ich, daß Wahlburg, wenn auch schweigend, doch durch Blicke und manche ihm unbedacht entschlüpfte Äußerungen mein Benehmen nicht ganz billige. Ich hielt eine offene Erklärung für das sicherste Mittel, diesen wortlosen Zwist zu enden, und fragte meinen Gatten eines Tages, was die Ursache seiner Verstimmung sey, und ob ich Theil daran habe.

„Du irrst dich,“ war seine Antwort, „ich bin wie sonst, weder heiter noch düster.“

„Das sollte aber nicht seyn,“ entgegnete ich. „Du sollst nicht wie sonst, sondern fröhlicher, immer fröhlicher seyn. Sieh mein Freund, ich wäre ja ganz glücklich, wenn ich nicht so finstere Wolken auf deiner Stirne sehen müßte. Mich täuschest du nicht, du hast etwas auf dem Herzen, und das noch oben-drein gegen mich. Geschwind, sage es mir, damit ich mich rechtfertigen kann.“

„Du bedarfst keiner Rechtfertigung, denn ich halte dich nicht für schuldig, höchstens für unvorsichtig.“

„Was meinst du damit?“ fragte ich ängstlich.

Er schwieg eine Weile, dann erwiederte er sichtbar bewegt: „Ich wollte bis jetzt einer Erklärung ausweichen, die für dich nur unangenehm, für mich nur peinlich seyn kann; du forderst sie aber nun, und magst hierin vielleicht nicht so ganz Unrecht haben. Ja, Clary, du irrtest nicht, als du Kummer auf meinen Zügen zu bemerken glaubtest, es ist dem wirklich so. Mißdeute nicht, was ich dir zu sagen im Begriffe bin. Nie habe ich an deinem Herzen gezweifelt, aber mit Gram sehe ich, daß du das Schwierige deiner Lage nicht verstehst, nicht ahnst, welche Rücksichten sie erfordert. Jede Frau kann nur

durch die strengste Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch stetes Wachen über jeden ihrer Schritte, ihre und ihres Gatten Ehre vor den Augen der Welt unbeschädigt erhalten, um wie viel mehr die jugendliche Gattinn eines alternden Mannes.“ Er bemerkte den Kummer, den mir diese Worte verursachten, und fuhr sanfter fort: „Ich will dir damit keine Vorwürfe machen, liebe Clara, sondern dir nur rathen, was mir für dein eigenes Beste zuträglich scheint. Es thut mir wehe, zu sehen, wie du dich in den Strudel der Zerstreungen stürzest, als hättest du einen großen Schmerz zu übertäuben, oder als kenntest du keinen reineren, höheren Genuß, und das ist doch wahrlich bey dir nicht der Fall.“

„O wenn es nur dieses ist, sollst du bald zufrieden gestellt seyn. Ich will dir gern versprechen, nicht mehr in die Welt zu gehen, will mein Haus nicht verlassen, wenn dir's so lieber ist, und ...“

„Nein, mein Kind,“ unterbrach er mich, „nicht durch Riegel und Schloß, sondern durch ihr eigenes Gefühl will ich meiner Gattinn Tugend verwahrt wissen; alles Übrige ist so viel als nichts. Ihr Frauen kennt nicht die ganze Heiligkeit des Schages, den der Mann vor dem Altare Euren Händen anvertraut; es ist sein Größtes, Herrlichstes: die Ehre. Ach, es gibt nicht viel Frauen, die dieses köstliche Gut als das betrachten, was es wirklich ist: als Sensitive, die der leiseste Druck verschrumpfen und ersterben macht. Aber schweige mir jetzt davon, du weißt nun, was ich meine, kennst meine Ansichten, so laß uns denn ein Gespräch abbrechen, das für uns Beyde gleich unangenehm ist.“

Ich hatte meinem Gatten eines Tages eine Spazierfahrt vorgeschlagen, er war es zufrieden, und wir fuhren in das, der Residenz nahe gelegene, Lustwäldchen. Er war eben an diesem Tage heiterer als sonst, und mit Vergnügen bemerkte ich in seinen Reden jene unbefangene Innigkeit und Klarheit, durch die er mir zuerst so lieb geworden war, und die ich nun schon lange an ihm vermist hatte. Um in unserem Gespräche nicht gestört zu werden, ließen wir den Wagen ganz langsam fahren, als wir plötzlich einen Reiter dahersprengen sahen, der, als er uns näher kam, sein Pferd anhielt. Neugierig blickte ich nach ihm hin, aber mein Blut trat mir zum Herzen zurück, meine Sinne schwanden, ich vermochte nicht die begonnene Rede zu vollenden, als ich in jenem Reiter Blendheim erkannte, der, den finstern Blick strafend auf mich geheftet, mich unverwandt anstarrte. Mein Gatte, von meinem plötzlichen Schweigen befremdet, betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit Blendheim, der sich dann, mich kalt, ja beynahe verächtlich grüßend, schnell von uns entfernte.

„Was war das?“ fragte mich Wahlburg nach einer Weile mit verhaltenem Unwillen. „Wer ist jener Fremde, dessen Aufmerksamkeit du in so hohem Grade erregtest? Du bist bey seinem Anblick sehr bleich geworden.“

O, welcher böse Dämon trieb mich damals an, meinem Gatten die Wahrheit zu verhehlen! Warum mußte ich vergessen, daß jede Lüge, mag sie für den Augenblick auch noch so vortheilhaft scheinen, dennoch den Keim unabsehbarer Verderbens in sich trägt? Aber die unselige Angst, Wahlburg's Mißtrauen zu erregen, und ihm wehe zu thun, bewogen mich zu der Antwort, es sey einer meiner Jugendbekannten gewesen, Baron Blendheim, der vor mehreren Jahren, da noch mein Vater lebte, oft unser Haus besucht habe. „Er war nun schon längere Zeit von hier abwesend,“ fuhr ich etwas gefasster

fort, „und da ich ihn auch jetzt keineswegs vermuthete, hat es mich wirklich überrascht, ihn hier zu begegnen.“

„Aber dein plötzliches Unwohlseyn? dein Erblichen?“

„Es war ein Schwindel,“ erwiderte ich, meine Verwirrung und Schwäche bezwingend, „der nun schon wieder vorüber ist.“

„Ich wußte nicht, daß du an diesem Übel leidest,“ versetzte er mit bedeutendem Tone.

Ich antwortete nichts auf diese Äußerung, auch Wahlburg schwieg. Bekümmert und verstimmt, wenn auch aus verschiedenen Gründen, lehrten wir nach Hause zurück, wo mein Gatte, wichtige Geschäfte vorschützend, sich sogleich in sein Cabinet begab und mich mit meinen Sorgen und Betrachtungen allein ließ. Brauche ich erst zu sagen, wie kummervoll, wie trostlos diese waren! Eine dunkle Ahnung flüsterte mir zu, Blendheim's Nähe könne mir nur Jammer und Schmach bringen; mir war, als könnte ich nicht an dem Orte leben, wo er lebte, als hinge mein Heil von der schleunigsten Entfernung ab. Dann erwachte wieder mein Stolz, und ich fragte, welches Recht Blendheim, der zuerst die Treue gebrochen, der nun schon längst der Gatte einer Andern war, auf mich haben könne? In seinem Blicke war strafender Vorwurf, in seinem Grusse Geringschätzung gewesen, was konnte ihn dazu berechtigen? Als meine erste Bestürzung vorüber, und ich etwas ruhiger geworden war, sann ich nach, wie ich mich gegen Blendheim zu benehmen hätte; das Klügste schien mir ihm auszuweichen, so viel als möglich, und wenn er demungeachtet sich mir zu nähern suchen sollte, ihm mit Kälte und Gleichgültigkeit zu begegnen, und die Bewegung zu verbergen, die mir sein Anblick verursachte. So zeichnete ich mir im Geiste mein Betragen vor, und vergaß dabey nichts, als die Gewalt des Moments, vor welcher Alles, was wir uns sonst vorgenommen und erwähnt, in den Hintergrund tritt; vor der die Entschlüsse, die wir in früheren Stunden gefaßt, verstummen und verschwinden, der wir widerstandlos erliegen. Dem Wunsche meines Gatten gemäß, war ich seit einiger Zeit weniger in die Welt gegangen; nun aber forderte er mich selbst auf, einem Feste, das in einigen Tagen bey dem ...schen Gesandten gefeyert werden sollte, beizuwohnen, und gab mir mehrere Gründe an, die ihn bewogen, der Einladung, die an uns ergangen war, nachzukommen. Mehr um Wahlburg gefällig zu seyn, als aus eigenem Verlangen, erfüllte ich seinen Wunsch und ging hin. Die Gesellschaft war glänzend und zahlreich, ein Concert sollte das Fest eröffnen, und bald bestürmte man mich mit Bitten, es durch meinen Gesang zu verherrlichen, wie sie es nannten. Ein Wink meines Gatten stimmte der allgemeinen Bitte bey, schüchtern und bekümmert trat ich ans Clavier und sang. Von den Beyfallszeichen, die mir gesendet wurden, erfreut und ausgezeichnet, ward mein Gesang bald kühner und freyer, meine Blicke richteten sich begeistert empor, aber ach! wie schnell senkten sie sich wieder zu Boden, als ich in einer Ecke des Saales Blendheim wahrte, der, sich von mir unbemerkt glaubend, mich mit dem Ausdruck des tiefsten Wehes betrachtete. Vergebens wandte ich die Augen schnell ab, es war um meine Fassung geschehen; die Stimme versagte mir, ich wußte kaum mehr, was ich that, und konnte nur mit Mühe das Lied endigen. Als ich abgetreten war, näherte sich mir mein Gatte und fragte mich mit einem Tone, der mich bebend machte: „Ihre Nervenschwäche von neulich hat Sie wieder angewandelt.“

„Ich habe so lange nicht gesungen,“ stammelte ich entschuldigend, „ich fürchtete auch gleich, daß es übel ablaufen werde, — aber du wünschtest es, — da mußte ich ja wohl.“

Er blickte mich zweifelnd an. „Und dieß sollte Heuchelei seyn,“ nahm er wieder das Wort, als er in meinen Zügen die innigste Ergebenheit las. „Es ist nicht möglich! Nicht wahr, Clary, du kannst nicht lügen? Es wäre zu schrecklich, wenn du es könntest.“ — Thränen traten mir in die Augen.

„Nein, nein, mein Kind,“ fuhr er begütigend fort, „laß dich meine Hestigkeit nicht schrecken. O, wie oft habe ich mir gesagt, daß es Frevel sey, an dir zu zweifeln, aber es verschwört sich ja Alles, um mich zu quälen, und ich selbst bin mein ärgster Feind! Geh jetzt, zerstreue dich, aber wenn die allgemeine Fröhlichkeit deine Rechte auf dich geltend macht, so vergiß nicht — geh, Clary, geh.“ Mit diesen Worten führte er mich in den Tanzsaal.

Ohne an dem Tanze Theil zu nehmen, setzte ich mich in eine Ecke; mein Herz, von dem Zusammentreffen mit Blendheim, wie von meines Gatten Mißtrauen, gleich gefoltert, blutete aus tiefen Wunden. Der mich umgebenden fröhlichen Menge ungeachtet, versank ich in trostloses Nachsinnen, aus dem mich bald eine nur zu wohlbekannte Stimme weckte, die mir leise zuflüsterte: „Also doch nicht ganz verloren!“

„Blendheim,“ stöhnte ich, und meine Kraft zusammenfassend, vermochte ich kaum die Frage zu thun: „Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß Ihr Gewissen noch nicht ganz verhärtet ist, daß Sie doch wenigstens fühlen, wie ungeheuer Sie an meinem Glücke gefrevelt.“

Das Beleidigende dieser Rede empörte mein Selbstgefühl; stolz richtete ich das Haupt empor und fragte scharf, ja höhnisch: „Sind Sie mit Ihrer Gemahlinn hier?“

Er sah mich befremdet an. „Mit meiner Gemahlinn?“ lächelte er bitter. „Der Scherz ist wahrlich nicht der feinste, gnädige Frau.“

„Wie?“ fragte ich entsezt, und eine dunkle Ahnung durchfuhr meine Seele. „Sie sind ja vermählt, ich weiß es; ich habe den Brief ja selber gelesen, in dem man meiner Tante meldete, Sie hätten Ihre Verlobung mit einem Fräulein K. gefeyert.“

Er stand wie vom Donner gerührt. Zorn und Verzweiflung malten sich auf seinen Zügen, seine Augen funkelten, seine Lippen bebten, und mit vor Schmerz und Wuth bebender Stimme stammelte er: „O, über die teuflische Erfindung, dich mir zu entreißen! Verdammst auf ewig, die so gräßlichen Verrath verübten! Sie haben dich belogen, ich bin frey. Als ich dich noch mein nennen durfte, hätte ich es für Sünde gehalten, an ein anderes Weib auch nur zu denken; als ich deinen Treubruch erfuhr, verachtete ich dein ganzes Geschlecht, aber die Liebe für dich entschwand darum nicht aus meinem Herzen, nur minutenlang vermählte sie sich mit dem Haß. Und jetzt, jetzt — o ewige Gerechtigkeit!“

Diese Worte, mit dem Ausdruck der tiefsten, schmerzlichsten Wehmuth ausgesprochen, schnitten mir durch die Seele; es schien mir unmöglich, Blendheim zu verlassen, ohne ihm doch wenigstens ein Wort des Trostes zu schenken. Wer konnte es mir zum Verbrechen machen, Mitleid für den Mann zu fühlen, der mir einst so nahe stand, an dessen herzerreißendem Gram ich allein,

wenn auch schuldlos, Ursache war? Ich sah meinen Gatten sich uns nähern. Ich bemerkte düstere Wolken auf seiner Stirn; kurz und finster, befahl er mir, mich zum Gehen bereit zu machen, ich gehorchte schweigend, und auch auf dem Heimwege wechselten wir kein Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

M o r g e n !

Aus dem Spanischen.

Wunderlich sind Hannchens Launen:
Denn erblickt sie mich voll Sorgen,
Seufzt sie, und sag' ich: Heute,
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

Traurig, wenn ich fröhlich scheine,
Singt sie, trauert mein Gesicht:
Schwör' ich ihr, sie sey die Meine,
Sagt sie kurz, sie mag mich nicht.
Da sie nun so wild sich zeigt,
Tödtet fast mich meine Sorgen;
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

S' h' ich freundlich ihr in's Auge,
Gleich senkt abwärts sich ihr Blick:
Schlag' Ich nieder dann das Auge,
Hebt zum Himmel Sie den Blick;
Nenn' ich Engel sie, so sagt sie,
Satan steck' in mir verborgen;
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

Will ich mich als Sieger brüsten,
Heiß' ich Slave; lasse ich
Nach dem Himmel mich geküßten,
Wirft sie in die Hölle mich;
Und so tropig ist, so wild sie,
Daß fast tödtlich meine Sorgen;
Seufz' ich dann, und sag' ich: Heute,
Gibt sie mir zur Antwort: Morgen.

W. Ent.

Correspondenz = Nachrichten.

Paris, Ende März 1835.

(S c h l u ß.)

Die Gunst des Publicums, die Mode, die Neugierde, hat sich vorzüglich einem kleinen Bildchen von Paul Delaroché zugewendet: l'assassinat du duc de Guise (die Ermordung des Herzogs von Guise) unter König Heinrich III. von Frankreich. Der Maler aber hat den edlen Herzog, le Valafre, so spießbürgerlich niedergeworfen, und seine schändlichen Mörder und politischen Feinde sehen so ganz gemein und ganz einem italienischen Bravo ähnlich, daß ich über diesen sauber gemalten, zierlich gepuhten und gleichsam „geledten“ Mißgriff des bestebten und oftmals bewährten Malers der Jane Gray einen Schleier der Vergessenheit werfen will. Klauz hat uns den Marschall Grafen von Gassion zu Fuß, den Marschall Grafen von Ranhan zu Pferde geliefert. Der sterbende König Carl IX. mit seinen verzerrten Zügen, und die stolze Catharina von Medicis, die nach der Regentschaft verlangt, während der König krampfhaf die Vollmactsacte mit der Hand gegen die Stuhllehne preßt, ist in den Nebendingen kunstreich gemalt. Um die „Schlacht von Waterloo“ drängt sich das große Publicum, das überall, wo es den kleinen Hut und das große Schlachtross erblickt, gefesselt bleibt. Steuben hat hier dieselbe Manier beygehalten, wie in seinem bekannten Bilde: Retour de l'île d'Elbe, Rückkehr von der Insel Elba. Der Maler hat den Augenblick gewählt, wo Napoleon sein Pferd gegen das letzte

Reserve-Bataillon wandte, und alles rings um ihn nieder sank, während die alten, sterbenden Grenadiere ihm zurufen, sein Leben nicht zu wagen. Marschall Soult steht den Kaiser an, sich zurückzuziehen, Drouot, Stourgaard und alle, die ihn umgeben, dringen ebenfalls in ihn, und fassen endlich das Pferd beim Zügel und ziehen es mit sich fort. Die Gruppe ist reich an Effect, der Kaiser sitzt ernst und finster auf dem Pferde, das Kopf will nicht fort und stemmt sich, rechts stehen einige verwundete Bergschotten, links stirbt ein Grenadier der alten Garde und scheint mit den letzten Kräften noch sein *vive l'Empereur* zu rufen. Im Vordergrund sinkt ein Officier der Guiden etwas theatralisch nieder und macht gewissermaßen eine Seitwärtsbewegung. Die Farben sind stark aufgetragen, der Schlachtenlärm ist poetisch aufgefaßt.

Höher in der Kunst steht unstreitig der Tod des Generals Marceau in Tyrol, von Vouchoz. Osterreichische und französische Soldaten tragen den französischen General zu Grabe. Es ist ein großes, streng gezeichnetes Bild. Da ist kein unrichtiger Farbenschmuck, der das Auge blendet und das Urtheil besticht, keine Gliederverrenkung und pathetische Geberdenpielerei; die Franzosen trauern um ihren Feldherrn, die Oesterreicher ehren ihren Gegner, und bieten ihm die letzte Ehre voll Würde und mit kriegerischer Einfachheit. Das Ganze erschien etwas grau, weil der Firnis und der hervorhebende Rahmen fehlte.

Mehrere Schlachtstücke sind ein buntes Gewirr von Farben und Figuren, die dem Auge keine Ruhe und dem Geiste keinen Eindruck zurücklassen. — Man hat uns die Schlachten von Medina: Celi, zu Gossaro, von Anderlecht und auch eine aus dem letzten polnischen Kriege, die von Tikoczyn, vorgeführt, worin die Maler eben keine Heldenthaten bewiesen. Horaz Bernet, denn Carl Bernet hat gar nichts geliefert, sandte nur zwei unbedeutende Stücke, eine Ansicht von Bona in Nordafrika, welche er wohl aus Irrthum: die Einnahme von Bona benannte, da auf dem Bilde alles sehr friedlich ausieht, eine hübsche Gruppe französischer Artilleristen und afrikanischer Soldaten sich gefellig ihr Commisbrot theilend, während ein alter Türke über das Fatum grölt; die grünen Hügel von Algier stehen gar freundlich gegen den blauen Himmel und das weite Meeresbecken ab. Rebecca am Brunnen, als sie dem Diener Abrahams zu trinken gibt. Rebecca ist überaus reizend und ganz die schöne Tochter Israels, der Diener aber sieht eher einem Kabilen aus der Wüste Sahara, oder aus den Schluchten des Atlas ähnlich, als einem jüdischen Morgenländer. Seine Stellung ist verfehlt.

Zwei der größten Gemälde von weniger bekannten Malern, Napoleon am 18. Brumaire, Jahr 8 (Sitzung des 19.) von Péronard, und Boissy d'Anglas am 1. Prairial im J. 3 (Mai 1795) von Vinchon, ziehen viele Blicke auf sich. Letzteres ist für die Deputirtenkammer bestimmt und stellt den Moment dar, als ein Haufen von bewaffnetem Volke, Weiber und Kinder, Greise und Männer, in den Nationalconvent drangen und Boissy d'Anglas zwingen wollten in ihrer Gegenwart und unter ihrem Einfluß die Sitzung wieder zu beginnen. Es ist eine blutige Saturnalie der ersten französischen Revolution; Köpfe auf den Piken, blutige Dolche, trunkene Männer, bacchantische Weiber, und das schöne, edle Haupt Boissy d'Anglas ruhig und groß auf dem Präsidentenstuhle. — Auf dem Péronard'schen Gemälde erblicken wir den General Buonaparte, wie er in den Rath der Fünfhundert tritt, die Deputirten auf ihn zustürmen, Arena, der wilde Corse, und andere ihm Vorwürfe machen und hundert Stimmen rufen: *Hors la loi le dictateur, hors la loi!* Die Grenadiere eilen herbei und tragen ihn aus dem Saale fort. Malbranche hat uns Napoleon auf dem Rückzuge aus Rußland zu Fuß in den Schneegebirgen gezeigt, Pingret aus Lilla Ludwig XIV. neben der Sänfte der Herzogin von Maintenon im Lager zu Compiègne, Alfred Johannot König Ludwig Philipp, wie er dem Courier Werner zur Ader läßt, und Heinrich II., König von Frankreich, mit seiner Gemahlin Catharina von Medicis und ihren Kindern.

Sein Bruder Tony Johannot hat einias kleine Sachen geliefert, Jacquard Voltaire's Verhaftung in Frankfurt, Mengisof's Tod in Sibirien, Rousseau das Thal von Montmorency verlassend, der bekannte Robert Fleury den Regenten Philipp von Orleans, indem er die bekannte Quadrupel-Allianz unterzeichnet. Delacroix endlich gibt uns einen Christus am Kreuze, den Gefangenen von Chillon nach Lord Byron, und ein charakteristisches Bild: Araber von Oran, ebenso kräftig gezeichnet als treu aufgefaßt. Die ich genannt, und die ich noch unter allen den Bildern nennen könnte, sind aber keine wahrhaft poetischen Kinder eines schaffenden Geistes, wie jene zwei, denen auch die letzte und freundlichste Erwähnung zu Theil werden soll: ich meine Arn Schaffer's Francesca von Rimini und Lehmann's Abschied des Tobias. Schaffer hat uns den fünften Gesang des Dante aus der Unterwelt

gebracht, wie der Lorbeer geschmückte Dichter den Schatten Francesca's von Rimini und Paolo's begegnet; Lehmann, ein Schüler Ingres, hat uns den zarten Tobias auf der Schwelle des Vaterhauses gezeigt, während der Vater segnet, die Mutter weint und ein glanzumgebener Engel den Jüngling hinwegzieht. — In beiden Bildern ist Gemüth, Geistesstärke, in Schaffer eine melancholische Schwärmercy, in Lehmann eine kindliche, reine Natur, in Schaffer's Farben ist die Unterwelt, die Geisterwelt ätherisch hingehaucht, in Lehmann's Werk das blühende, frische Leben; der Jüngling, der von dem Engel geleitet, durch Palästina schreiten soll. Beides sind einfache, überaus liebliche Gruppen, die erste bewegt schmerzlich, die zweyte freudig, beide aber müssen sich die Krone der Ausstellung theilen, obgleich die hiesigen Kritiker den ziemlich unbekanntem jungen Lehmann wenig aufmunterten.

K. K. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore.

Concert der Gebrüder Leopold und Moriz Ganz, Königl. preuß. Kammervirtuosen in Berlin.

Am 3. Juny hatte unser Publicum Gelegenheit, in den Brüdern Leopold und Moriz Ganz ein höchst achtungswürdiges Künstlerpaar kennen zu lernen. Wenn Berlin noch mehrere solche Repräsentanten seiner musikalischen Welt nach Wien zu schicken hat, so können beyde Städte zufrieden seyn, jene mit dem, was sie besitzt, diese mit dem, was sie empfängt; daß übrigens die letztere keine Ursache hat, der ersteren etwas schuldig zu bleiben, ja daß sie vielleicht doppelt zurückzahlen könne, davon dürfte uns ein einziger Blick auf die Reiben unserer einheimischen Künstler überzeugen. — Doch wir kehren zu unsern Gästen zurück, welche uns zu dieser Parallele veranlassen. Beyde rechtfertigten den ausgezeichneten Ruf, den sie in ihrer Heimat genießen. Zuerst trat der Violoncellist auf, und trug ein Concertino für das Violoncell von seiner eigenen Composition vor. Sein Ton ist von einem Wohlklang und zugleich einer Kraft, wie man sie nicht oft vereint hört; sein Vortrag, besonders im Adagio, von dem zartesten Gefühl und Ausdruck, seine Fertigkeit, seine ganze Behandlung des Instrumentes verräth den geschmackvollen, fleißigen, erfahrenen Künstler. Auch die Composition zeugt von eben so viel Gewandtheit als Tiefe; der musikalische Gedanke, der dem Ganzen zum Grunde liegt, ist nicht minder schön erfunden, als geschickt und für das Instrument dankbar behandelt. In unserer Zeit und zumal in Wien, wo man so viele und so ausgezeichnete Violoncellisten gehört hat, gereicht der glänzende Erfolg, den das Spiel des Hrn. Ganz davon trug, dem Künstler zur wahren Ehre. Unserem Gefühle nach ist er unter die Zahl der ersten Violoncellisten der Zeit zu rechnen. Auch der andere Bruder, der Violinist, zeigte sich seines Vorgängers würdig. Auch er spielte eine eigene, Talent und Phantasie verrathende Composition. Sein Spiel zeichnet sich besonders durch Delicatesse des Vortrags aus, so wie durch eine bewunderungswürdige Geläufigkeit der Finger und des Bogens. Auch ihm gelingt der Ausdruck des Adagio's vorzüglich, eine Eigenthümlichkeit, die dem Gefühle beyder Brüder zur Ehre gereicht. Wenn wir einen Unterschied in ihrem Spiele angeben sollten, so bestünde er darin, daß der Violinist, nach Maßgabe seines Instrumentes, nicht ganz die Kraft und Fülle des Tones zu entwickeln weiß, welche das Spiel seines Bruders charakterisirt. An Zartheit, Reinheit, an eigentlich technischer Vollendung verdienen beyde den gleichen Preis. Von außerordentlicher Wirkung war das Doppelconcert für Violoncello und Violine, ebenfalls eigne Composition, mit welchem die Brüder ihre heutigen Leistungen beschloßen. Dieß Musikstück ist für beyde Instrumente gleich brillant, aber auch gleich schwierig, und verlangt Künstler, die durch Virtuosität nicht minder als durch Sinnes- und Gefühlseinigkeit so eng verbunden sind, als die Gebrüder Ganz, denen ein sehr ehrenvoller Platz in der musikalischen Welt gebührt. — Als eine höchst erfreuliche Zugabe zu dem heutigen Concerte erschien der Gesang des Sigr. Antonio Poggi, nemlich die in Wien bereits berühmt gewordene Arie aus dem zweyten Acte der „Anna Bolena,“ welche die Popularität dieses Tenoristen bey uns zuerst begründete. Auch heute sang er die Stelle wieder mit einer Zartheit des Ausdruckes und Gefühls, die nicht leicht übertroffen werden kann.

Den übrigen Theil des Abends füllte das Ballet: „Die See und der Ritter,“ in welchem Ule. Schlanzofsky, die nach ihrer Rückkehr aus Mailand bereits am 1. d. M. wieder aufgetreten war, den Part der See Diviane ausführte. Die kunstreiche

Virtuosität dieser Sängerin ist, wie es aus Mailänder Blättern hervorgeht, auch dort, wenn gleich nicht anfangs, doch in der Folge anerkannt worden; der Empfang der Heimgekehrten von Seite unseres Publicums bewies, daß das letztere in seiner Vorliebe nicht nachgelassen hatte.

Musicalische Literatur.

Second Concerto pour le Piano avec Accompagnement d'Orchestre. Dédié à Sa Majesté le Roi des Français, et composé par Henri Herz. Op. 74. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

Das Auffallendste bey diesem Concerte ist, daß es im ersten Stücke keinen zweyten Theil hat. Es beginnt in C-moll, aber das letzte Tutti, welches gleich nach Beendigung des ersten Theiles, der in Es-dur schließt, nachfolgt, ist fast ganz so, wie das Ende des ersten Tutti. Und was folgt nach diesem? Nichts als die C-dur Scala durch die ganze Claviatur, und der C-dur Accord, dem sich noch der Ton C im Unifono anschließt, und hiemit ist nun — freue dich, Kunstwelt über die neue Form! — das erste Stück des Concertes aus. Das zweyte Stück, Andantino in E-dur, hat auch keinen eigentlichen zweyten Theil; da man aber schon seit langer Zeit damit nicht so strenge war, so wollen wir uns nicht darüber ereifern, da es doch größtentheils in der Haupttonart bleibt, und ordentlich darin schließt.

Das letzte Stück, $\frac{3}{8}$ Allegro vivo, lenkt nach einer sehr capriciosen Einleitung in ein Walzermotto (Un poco meno mosso) ein. Trotz aller Ausschmückung mit Passagen, will doch nichts Rechtes daraus werden, am wenigsten etwas Neues. Ueberhaupt ist das ganze Concert arm an Erfindung, obgleich reich an Passagen, die — auch nicht mehr neu sind. Die Ausstattung dieses Werkes ist sehr schön.

Variations brillantes dans une forme nouvelle pour le Pianoforte, sur la Cavatine favorite Vivit tu. Dédicées à Son Excellence Mad. la Marquise Wellesley par Henri Herz. Oeuvre 78. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

In der Einleitung kann sich wohl die neue Form nicht befinden. Wollen weiter sehen. Das Thema ist, wie die Einleitung, in F-dur, und wird mit einem Ritornello geschlossen. Var. 1. ebenfalls in F-dur, aber statt des Ritornello ein Anhängsel in Des-dur aus dem Thema entnommen, welches sodann wieder ins F-dur, also in die 2. Var. einlenkt. Statt des Ritornello ist hier wieder ein anderer Zwischenplatz, der sich mit der Dominante von A-moll endet, und nach einem kurzen Ruhepunct tritt die Var. 3, in C-dur ein. Auch diese erhält ein Nachspiel, aber dieses Mal wird es durch einige Concertpassagen verlängert, welche zuletzt in einen ruhigen Fluß übergehen, und endlich wird es völlig in C-dur geschlossen. In dem darauf folgenden Finale in F-dur, obwohl es ziemlich lang ist, wird man die neue Form wohl nicht mehr zu suchen haben, weil schon viele Variationen mit einem langen Finale geendet worden sind. Die neue Form besteht also nur in den Zwischenspielen. Ubrigens ist immer wieder der nemliche Henri Herz zu erkennen. Seine Compositionen sind brillant, galant, pikant, amüfiant, aber ein tiefes Gemüth wird man vergebens darin suchen. Zum Glück bekümmern sich auch die meisten Pianisten nicht darum.

Souvenirs de Vienne, Paris et Londres, trois fantaisies pour le Pianoforte, composés par Henri Herz. Op. 75. Mayence et Anvers chez les fils de B. Schott.

Nr. 1. Souvenir de Vienne, enthält nach einer angenehmen Einleitung den Valse du duc de Reichstadt, als Thema mit 3 Variationen sammt Finale.

Nr. 2. Souvenir de Paris, enthält nach einer frischen Einleitung das Thème favori de Gustave mit 3 Variationen und einem Finale.

Nr. 3. Souvenir de Londres, enthält nebst der Einleitung die Cavatine de la Zelmira als Thema mit 4 Variationen und das Finale à l'espagnole.

Alle drey Nummern sind mäßig schwer und doch brillant, und dürften daher Befall finden. Dergleichen kleinere Compositionen gelingen Hrn. Herz überhaupt mehr als große.

(Mit Nr. 23 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.